Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 11

Artikel: Schenke am Passweg
Autor: Burgauer, Arnold
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667312

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Arnold Burgauer

SCHENKE AM PASSWEG

Walliser Skizze

Die Schenkenbrüder wussten alles und jedes. Da sassen sie in der rauchigen Kanne am Passweg bei ihrem Glas Fendant, dem Oktobertee, wie sie ihn nannten. Es waren zum Teil verwegene Gesellen, nur wenig Einheimische — Baumfäller, Wegknechte und hin und wieder ein Bergführer oder Träger, auf dem Sprung zwischen zwei Hütten und Viertausendern; dann einige Arbeiter des grossen Stauwerks, Polen, Toskaner, zwei Provenzalen, etliche Zugewanderte. Phantastische Meldungen aus den Höfen und Weilern und die neuesten Nachrichten, fragwürdigen Quellen entstammend, und von Mund zu Mund verschönert und umgebogen, gingen hier aus und ein, wie die Immen in ihrem Wachshaus. Und was dort oben mit einer gewissen angeborenen Scheu und Zurückhaltung vorgetragen wurde, das kursierte hier unten als selbstverständliche Scheidemünze. Oft redeten alle zugleich, und dann war nur schwer festzustellen, wo die Gedanken des einen endeten und die Erinnerungen des Nachbarn zu blühen begannen.

Sie wussten alles und jedes. Ort und Begleitumstände kommender Unglücksfälle und Krankheiten, ja selbst die Todesstunde eines jeden Dorfbewohners war ihnen bekannt, sie wussten, dass man bei abnehmendem Mond keine Kohlköpfe pflanzen soll und weder ein Kalb schlachten, noch das Barthaar scheeren darf. Sie wussten ferner, dass vor zweieinhalbtausend Jahren die grossen Oasen der Sahara durch Untergrundbahnen miteinander verbunden waren, und es in den Stationen dieser vorzeitlichen Metro grosse, künstlich erhellte, mit Diamanten und Rubinen ausgelegte Seebecken gab, an denen man die Karawanen zu Bad und Tränke führte. Und ferner gab es — nach der Meinung des Postmeisters — der den Uebernamen, «Churchill mit der schwarzen Zigarre» führte — phantastische Aussichtstürme, auf deren Balkone die Giraffenkinder gehisst wurden, damit sie sich weiter auswachsen konnten.

Und der lange Fouloux hielt lange Reden über die Höflichkeit und das Gedächtnis der Elefanten, über den Winterschlaf der Murmeltiere, über die Klugheit und Anhänglichkeit der Schlangen, über die Pachtzinsen des Ancien Régime und den Landhunger und die Geliebten des Sonnenkönigs. Wahrheit, Traum, Lüge, Phantasmagorien und mumifizierte Hoffnungen gingen in diesen wohlgesetzten, begeisterten und hasserfüllten Reden und Gegenreden die absonderlichsten Kreuzungen ein, und die Scheidewände, welche die Zeiten und Menschen sonst voneinander trennen, sie waren eingesunken in diesen vom Land der Groteske bis zur Melancholie reichenden Erzählungen. Die Wüste stand auf. Brandrote Schakale umschlichen die Behausungen der Menschen. Das Meer pochte mit barbarischem Fauchen, Brausen und Orgeln an die schwarze Lava der Uferklippen.

Manche der Schenkenbrüder hatten die grosse Welt gesehen oder suchten es mehr oder weniger glaubhaft zu beweisen. Lille und Marseille, Hamburg und Brest. Das eng verschachtelte Gassen- und Gässchengewirr von Neapel und den Frieden der schattigen Schirmakazienhänge um die Forts von Toulon. Die Arbeiter- und Chinesenviertel von San Francisco und Vancouver. Die stickigen «Quartiers réservés» von Dakar und Casablanca. Andere wieder waren kaum über die ihrem Heimatdorf benachbarte Provinzhauptstadt hinausgekommen, aber auch sie wussten viel mehr, als sie je mit leiblichen Augen hätten wahrnehmen können und als ein normaler Mensch neben der Arbeit und dem Schlaf zu bewältigen imstand gewesen wäre.

«Die Luft dort unten ist nicht mehr unsere Luft, der Himmel nicht mehr Gottes Himmel», wetterte Esmard, der einer der wenigen Walliser gewesen war, der jahraus jahrein den Hang der vierhundert Hütten bewohnte und eine Zeitlang in den Städten des Tieflandes gelebt hatte.

Ein treuer Besucher der Schenke am Passweg war auch ein absonderlicher Eremit der Zweisamkeit. Jean de la Soye, Ritter vom Scheitel bis zur Sohle, ein über siebzigjähriger Krauter, der immer dort zu finden war, wo seine Ziege Clochette die mundigsten Kräuter vermutete. Bald traf man ihn hoch über dem Abgrund in der Mulde des furcht-

erregenden «Gespaltenen Steins», dann wieder auf dem windumsungenen Gratkamm des Mont Austère, der sonst von allen Vierbeinern, mit Ausnahme flüchtiger Gemsen, gemieden wird. Fast wollte es scheinen, als ob sich der Mann und seine Begleiterin diese entlegenen Orte mit Vorbedacht erwählt hätten, um auf jene vornehme und unauffällige Art, die ihnen beiden eigen war und die sie einander befreundete, der Neugier der vorlauten Menschen zu entrinnen.

Jean de la Soye und Clochette — von spitzigen Zungen auch kurzerhand «Der Vagabund und seine Tochter» genannt — gefiel sich immer wieder in der Rolle eines Bewunderers der stummen Welt. Stundenlang konnte er scheinbar bewegungslos vor einer Rinde Holz verharren, dem Zug der Wolken oder der Vögel folgen oder sich aus einem Kerbelschaft oder einem Stück Rosenholz eine Hirtenflöte schneiden, auf der er dann zage Weisen vom Hügel ins Dorf hinabstreute; aber das war dann — nach seinen eigenen Worten — schon zuviel «Menschlichkeit» (wir würden sagen zuviel Aktivität), seiner Meinung nach viel zu viel. Und wenn es Nachbarn gab, die ihm dieses Leben eines Halbgotts neideten und ihn darob belächelten, so wies er mit der ganzen Gewalt und Ueberredungskunst, dessen sein Geist fähig war, gegen den Himmel und meinte: «Jener, der dort oben hoch über den Wolken und allen Kleinlichkeiten thront, er feiert auch. Glaubt ihr wohl, er liesse euch gewähren, glaubt ihr wirklich, dass es immer wieder Kriege und Auflehnungen und Morde und Ungerechtigkeiten gebe auf Erden, wenn nicht auch er dort oben in aller Ruhe auf seiner Hirtenflöte bliese? Nein, nein, glaubt mir, Freunde, er hat nichts mit euren irdischen Wünschen, Zweifeln und Händeln zu schaffen, er bleibt der hohe Herr, der in aller Ruhe auf seiner Himmelsflöte bläst, der gelassen und treu die Wolkenschafe hütet.»

«Fügen, Gehorchen, Sich-Einordnen», fuhr Esmard in seiner Rede fort, «das sind die Worte, die jene dort unten ständig im Munde führen. Sich-Fügen, Gehorchen, Ordnen — gewiss. Aber ich meine, es müsste aus innerster Neigung geschehen und ohne den leisesten Zwang der Zuchtrute der Liktoren, die ja auch immer zugleich die öffentlich bestellten Possenreisser und Pharisäer, die Nickemänner und Schönredner und die Bauchdiener von Profession sind.»

Auf Esmards Stirne hatten sich — wie er so sprach — zwei tiefe, senkrecht eingegrabene Furchen gezeigt. Eine Weile blieb er ganz auf sich selbst zurückgefaltet, in seine eigenen Gedanken und Erinnerungen versunken. Ueber seinen Körper lief ein vernehmbares Zittern, das bis in die Fingerspitzen brandete und die Gläser leise zum Erklirren brachte.

«Was stehst du immer auf und schimpfst und beklagst dich», meinte ein stämmiger Arbeiter der Dixence. «Geniesse den Tag, Esmard. Erfreue dich des Lichtes in den bärtigen Lärchenwipfeln. Und geniesse vor allem die Freiheit in einem Land, in dem noch die Nacht schöner und geheimnisvoller ist als an andern Orten der strahlende Morgen.»

Walter Pissecker

GLÜCK AUS DER PERSPEKTIVE

Conny Evans nahm das Leben immer von der besten Seite. Er war ein schlichter Hausbursche, der sich für die Dollars, die er im Jahr verdiente, höchstens ein Fahrrad ersparen konnte. Ein Freund nannte ihn einmal den hässlichsten Mann des Kontinents, die Kinder liefen zu ihren Müttern, wenn sie ihn sahen. Doch niemand war lebensfroher als Conny.

Conny stand in den Diensten von Mr. Morris. Dem Hauptaktionär der Metallwarenfirma Morris & Morris. Sein Chef war Millionär und gab dem Nachtklubportier dreimal soviel Trinkgeld als er Conny Monatslohn gab. Aber der Hausbursche kannte keinen Neid. Er hatte seine eigenen Anschauungen über Reichtum und einen Freund, dem er dies darlegte.

«Du, John», sagte Conny, «ich möchte nicht der alte Morris sein. Es gibt nichts Schlechteres als reich zu sein. Nicht nur, dass Geld einen Menschen kalt, hartherzig und brutal macht, es ist auch zu